

Zivildienst beim Andreaswerk viel zu schnell vorbei

Erfolgreiche Werbungsversuche eines Bundeswehr-Offiziers und eine Generationen-übergreifende Verweigerung

Die letzten Wehrpflichtigen sind jetzt zum Dienst einberufen worden. Und auch der Zivildienst läuft damit aus. Grund für unsere Autoren, sich an ihre eigenen Erlebnisse in den Zeiten der Dienstpflicht zu erinnern.

Von Volker Kläne

Vechta – Zum Bund? Nie im Leben! Das war für mich im Herbst 1999 klar. Der Gedanke daran, sinnfreie Befehle ausführen zu müssen, ohne darüber diskutieren zu dürfen, gefiel mir überhaupt nicht. Ich hielt die Wehrpflicht für Schwachsinn und Zeitverschwendung.

Und wenn ich schon eine Wahl hatte, dann lieber Zivildienst. Dass ich beim Andreaswerk in Vechta landen und den Pflichtdienst sogar als zu kurz empfinden würde, hätte ich da noch nicht gedacht.

Erst einmal stand 1999 die Musterung an, verbunden mit der Hoffnung, ausgemustert zu werden. Mein Kumpel Felix und ich wurden am gleichen Tag nach Oldenburg zum Kreiswehrrersatzamt bestellt. Ihn, einen Baum von einem Kerl, hätten sie bestimmt gern dabehalten. Aber Felix hatte die gleichen

Ansichten wie ich, und schon einen Ziviposten in der Tasche. Wir fuhren möglichst früh los, um bloß nicht zu spät zu kommen. Der Respekt vor der Institution Bundeswehr war groß. Auch wenn das keiner von uns beiden so sagte, als wir viel zu früh in Oldenburg ankamen und cool an unserer Zigarette zogen. Wir entschlossen uns, in der Innenstadt einen Kaffee zu trinken. Später hatten wir Mühe, das Kreiswehrrersatzamt wieder-

zufinden, und kamen fast doch noch zu spät. Leider fand der Amtsarzt nichts bei mir, was für eine Ausmusterung gereicht hätte. Aber immerhin wusste ich jetzt, dass mein linkes Bein etwas länger war als mein rechtes. Die daraus resultierende schiefe Hüfte und meine schlechten Augen, glaube ich, brachten mir den Status „T2“ ein. Ein Offizier setzte sich zwischenzeitlich zu uns, einer Gruppe potenzieller Wehrpflichtiger. Er hatte einen seiner Untergebenen dabei und berichtete ausführlich, welche Möglichkeiten sich einem eröffneten, wenn man zum Bundginge. Sein Gefreiter (oder wie das heißt) war nur mitgekommen, um die Aussagen zu bestätigen. Schließlich fragte der Offizier, was wir nun vorhätten. „Zi-

vi“, „Zivi“, „Zivi“, „Zivi“, „Zivi“, schallte es ihm entgegen. Mission gescheitert.

Allerdings war ich noch nicht durch. Es fehlte ein glaubwürdiges Verweigerungsschreiben. Wie praktisch, dass es schon einige gab. Denn die Verweigerer vor mir hatten ihre erfolgreichen Schreiben von Generation zu Generation weitergegeben. Ein Schulkollege gab mir seines, ein mehrere Seiten langes, über Jahre gewachsenes Dossier. Darin wur-



de lang und breit erklärt, warum man den Dienst an der Waffe mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte. Ich fügte eine kleine persönliche Note an und schickte es an die zu-

ständige Behörde, die meine Verweigerung akzeptierte. Gelesen hat sie bestimmt niemand. 1999 interessierte sich keiner mehr für die Gründe einer Verweigerung. Es gab ja auch keinen roten Feind mehr. Aber die Angst, doch eingezogen zu werden, war da.

Als Zivi trat ich im August 2000 einen Job bei der Tagesbildungsstätte des Andreaswerks in Vechta an. Ich war für die Betreuung von Schülern im Grundschulalter zuständig. Die beiden Gruppenleiterinnen hielten mich anfangs für einen stocksteifen Schnösel, weil ich



Ein Zivi für alle Fälle: Auch die Kochschürze wurde angezogen. Dieses Foto war allerdings gestellt. Foto: privat

zunächst mit Hemd und Kragen erschien und schlaue daher redete. Sie hatten mit meinen Vorgängern gute Erfahrungen ge-

macht und befürchteten, dass es ein hartes Jahr mit mir wird. Es kam anders. Wir arbeiteten gut zusammen, es wurde viel ge-

lacht, und es entstand eine Freundschaft, die bis heute hält.

Nach anfänglichen Berührungängsten wurde ich immer sicherer im Kontakt zu den Kindern, die geistige und körperliche Behinderungen hatten. Essen reichen, Windeln wechseln, beim Waschen und Umziehen helfen, mit den Kindern spielen: Solche Aufgaben hatte ich.

Zuvor war ich kaum mit behinderten Menschen in Berührung gekommen. Daher lernte ich erst im Andreaswerk, was es bedeutet, gehandicapt zu sein. Die Förderung, die die Kinder durch die Mitarbeiter des Andreaswerks erhielten, empfand ich als sehr wichtig. Ich hatte das Gefühl, etwas Sinnvolles zu machen. Die Kinder schloss ich schnell ins Herz. Wenn sich heute beim Besuch der Erich-Kästner-Schule, wie die Tagesbildungsstätte jetzt heißt, die mittlerweile ältesten Schülerinnen und Schüler noch an mich erinnern, ist das ein schönes Gefühl.

In der Hierarchie war man ganz unten angesiedelt. „Das ist mein Zivi“, sagten die fast ausschließlich weiblichen Vorgesetzten gern. Zwei der wenigen männlichen Mitarbeiter und vier Zivis bildeten spaßeshalber eine Selbsthilfegruppe für leidgeprüfte Männer ohne Rechte. Nach elf Monaten war der Zivildienst leider vorbei. Es war eine schöne Zeit. Ich hatte für mich die richtige Entscheidung getroffen, nicht zur Bundeswehr zu gehen. Aber ein verlorenes Jahr war es auf keinen Fall.